



N^o 26.

Erscheint halbmonatlich 1 1/2 Bogen kart. Versendung geschieht nur direkt unter Kreuzband durch die Expedition in Stuttgart, welche die „Deutsche Schriftsteller-Zeitung“ so lange fortsetzt, bis Abbestellung erfolgt.

Stuttgart.
15. Januar.

Der Abonnementspreis (pro Semester mit Portozuschlag 5,40, resp. 5,60 M.) ist praenumerando zu entrichten oder wird nachgenommen. Wenn Nachnahme unzulässig, erfolgt Expedition nur geg. vorherige Einsendg des Betrags.

1886.

Das Manchesterium in der Litteratur.

Wer von dem Schicksal Albert Lindners und seiner Familie gehört hat, wird nicht frei vom tiefsten Mitgefühl bleiben können; er müßte denn grade ein brutaler Egoist sein, dessen tierische Ansprüche ans Leben die menschlichen überwiegen. Aber Ochsen und Kullen zählen im Reiche der Geister nicht.

Das Ereignis ist ebenso einfach wie schauerlich: inmitten einer Zeitperiode, während welcher die französische Dirne und die niedere Lokalposse die deutsche Bühne beherrschen, verfällt ein hochbegabter, preisgekrönter Dichter, ein Mann in der Blüte seines Wirkens, der das Höchste in seiner Kunst anzustreben versuchte: ein Meisterwerk der Tragödie zu schaffen, dem Irrsinn aus materiellen Sorgen und muß infolge dessen seine Familie der öffentlichen Wohlthätigkeit überliefern. Sein bisheriges Leben war ein dornenvolles, vom ernstesten Streben beseltes gewesen. Der Sohn eines einfachen Salinensteigers, vermochte er nur durch mannigfache Opfer bis zu seiner geistigen Höhe sich emporzuschwingen. Im ewigen Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit, folgte er dem ersteren und trug lieber Entbehrungen, ehe er von seinem vorgezeichneten Pfade abwich. Sein „Brutus und Collatinus“, ein Drama, dem vor neunzehn Jahren selbst der skeptische Frenzel die Eigenschaft eines „Sinnes, der nach dem Höchsten strebe“, nachrühmen mußte, ging über die größten

Bühnen unsres Vaterlandes, Werk auf Werk, in dem die Kraft des echten Dichters sich offenbarte, entstand, aber ihr Schöpfer vermochte nicht jenes sorgenlose Heim sich zu begründen, dessen der Poet vor allem bedarf, will er seine Geisteskinder werden und reifen lassen.

Mächtiger denn je steht Deutschland da und erregt die Bewunderung aller Nationen, seine Schiffe pflanzen die Flagge des Kaiserreichs als Zeichen der Herrschaft in den entferntesten Erdteilen auf, aber in seinem Herzen, inmitten der Residenzstadt, dem Vereinigungspunkt aller jener Fäden, welche das Riesennetz, das man Staat nennt, bilden, kann der größte Dichter, der Träger der idealen Mission seines Volks, zu Grunde gehen, ohne daß der Nachbar zur Rechten oder Linken es bemerkt. Poffenfabrikanten kaufen sich Güter von ihren Einkünften, Verfasser von Schwänken und ähnlichen Farcen bauen sich Villen, Operettendichter, deren Wert nach der Frivolität des Librettos tagiert wird, verdienen ein Vermögen binnen wenigen Jahren, nur der Poet von Gottes Gnaden, der Gestalter des „großen gewaltigen Schicksals, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“, ruft vergeblich nach Brot, steht abseits mit verhülltem Haupte und weint über die Undankbarkeit seiner Nation! Als Lindners „Bluthochzeit“, ein Drama, in dem eine Fülle von Poesie und lyrischer Empfindung liegt, vom Schauspielhaus abgelehnt wurde (man war der Meinung, es könne in gewissen Kreisen Anstoß erregen), mußte der Dichter sich damit begnügen, es an einer untergeordneten Berliner Volksbühne, dem damaligen Reuniontheater, bei schlechter Darstellung und Tabaksqualm aufgeführt zu sehen. Ich sah ihn in gedrückter Haltung am entferntesten Ende des Mittelgangs stehen, wie er, ungerkannt vom Pub-

aber als äußerste Konzession den Band für eine erste Auflage von tausend" — also nicht, wie Herr Köhler in seinem Artikel schreibt: für eine erste in ihrer Höhe noch festzusetzende Auflage — „für 300 Mark überlassen, was Sie gewiß keine unbescheidene Forderung nennen werden.“

Ein Honorar von 300 M. für tausend Exemplare macht aber 30 Pf. für ein Exemplar. Da nun der Ladenpreis meiner Romanbibliothek 50 Pf. pro Band beträgt, was einem Buchhändler-Nettopreis von ungefähr 30 Pf. entspricht, so mußte ich bei diesem Honorar dem Publikum Satz, Druck, Papier zc. umsonst liefern. Es liegt daher auf der Hand, daß ich eine solche Honorarforderung ablehnen mußte, wie überhaupt die Natur meines Unternehmens eine Honorierung nach Auflagen ausschließt.

Herr Köhlers Behauptung, daß ich ihm geschrieben habe, ich könne bei dem billigen Preis meiner Romanbibliothek M. 300 — überhaupt nicht bezahlen, muß ich als unrichtig zurückweisen. Es hat sich, wie aus obigem erhellt, um eine Honorarforderung von Herrn Köhlers Seite von M. 300 — pro 1000 Auflage und nicht um M. 300 — ein für allemal gehandelt. Ich habe weder Herrn Köhler noch sonst jemand jemals geschrieben, daß M. 300 — ein für allemal ein zu hohes Honorar für einen Band meiner Romanbibliothek sei.

Damit ist aber dem ganzen Artikel die Grundlage entzogen und ich habe keine Veranlassung, im einzelnen die zahlreichen Ungereimtheiten desselben zu widerlegen.

J. Engelhorn.

Zum Schluß der Debatte.

(Moderne Dichtercharaktere betr.)

Ich bedauere nochmals gegenüber den gemeinschaftlichen Erklärungen den Herren Bleibtreu und Arent eine Anzahl Berichtigungen geben zu müssen.

1) Ich habe in meinem „Lebensbuch“ nicht die „realistischen Produkte“ des Herrn Bleibtreu meiner „ganz außerordentlichen Hochachtung“ versichert, sondern unter seinen zahlreichen Arbeiten die Novelle „Prostitution des Herzens“ als eines der „reifsten Produkte“ aus einer „naturalistischen Schule“ bezeichnet, der ich, wie die Leser des „Magazins“ wissen, zwar überall entgegengetrete, ein Umstand, der mich indessen nicht hindert jene Novelle des Herrn Bleibtreu als solche in ihrer Art vortrefflich zu finden. Es ist Herr Bleibtreu selbst am besten bekannt, daß ich seine gesamte „kritische“ Thätigkeit für das Zeugnis großer Unreife halte, daß ich den größern Teil seiner Lyrik unverdäulich finde und ihm dies brieflich klar und unzweideutig gesagt habe. Ich setze aber ausdrücklich hinzu, daß ich das Drama „Schicksal“ desselben Verfassers für das Zeugnis eines großen Talentes halte.

2) Herr Bleibtreu findet, daß eine „intime Bekanntschaft ihn mit mir verbinde“. Dies ist eine Unrichtigkeit. Herr Bleibtreu hat unterm 30. Dezember 1885 von mir einen Brief erhalten, in dem ihm meinerseits jeder persönliche und schriftliche Verkehr gekündigt worden ist, da der fortdauernde Widerspruch zwischen seinen Handlungen und Worten nicht den Maximen entspricht, die ich für die eines Charakters halte. Die „intime Bekanntschaft“ hat sich darauf beschränkt, daß Herr Bleibtreu auf der Durchreise durch München, wie so viele der Kollegen nach altem Brauch, die Münchener Schriftsteller, unter ihnen mich, besucht hat. Man hat beim Bier zusammen gefessen, im Café u. s. w. — Herr Bleibtreu reiste nach Berlin zurück und findet, daß eine „intime Bekanntschaft“ bestehe, nachdem er bereits vor all den Erklärungen coram publico im November dieses Jahres privatim von mir erinnert wurde, daß man sich nur im Laufe von Jahren näher kennen lernt. Gegenüber allen ferneren Insinuationen erkläre ich also hier auch öffentlich, daß meinerseits kein Verkehr mit Herrn Bleibtreu besteht.

Er wäre auch unmöglich. Herr Bleibtreu desavouiert sich selbst, wenn er den von mir citierten Auswüchsen in der Lyrik des Herrn Arent seine „Billigung versagen muß“. Was ich aus den Gedichten des betreffenden Herrn citiert, steht gerade in dessen „Freien Rhythmen“, in welchen Bleibtreu („Gesellschaft“ Nr. 50, Seite 934) „eine Glut

der Leidenschaft, eine üppige Fülle der Phantasie, einen Schwung der Sprache“ findet. Und auf diese seine Sätze bezog sich nicht zum Geringsten meine Aeußerung sowohl, daß er sich mit den von mir citierten Tendenzen identifizieren, wie desgleichen meine Ausführung, daß man, was ich anführe, nicht für „Leidenschaft“ und „Phantasie“ halten solle. Aber Herr Bleibtreu besitzt das Talent nicht zu wissen was er denkt und schreibt in so hohem Grade, daß er das wohl einen Augenblick vergessen konnte, wie er ja auch meine Aeußerung über seine „realistischen Produkte“ einfach falsch citiert, trotzdem Jedermann an Ort und Stelle sich überzeugen kann von dem, was ich gesagt habe. („Lebensbuch“ Seite 280 und 281.) Herr Bleibtreu nahm ja auch keinen Anstand einfach zu leugnen, daß jene Anthologie „Moderne Dichtercharaktere“ eine besondere „Anschauung“ vertrete, trotzdem als Supplement dazu sich ein Werk „Moderne Lyrikerrevolution“ ankündigt, trotzdem er selbst gerade über diese Anschauung sich mehrfach öffentlich verbreitet.

3) Herr Bleibtreu zieht des Weiteren den Verleger des Herrn Arent, Herrn Fr. Thiel, in die öffentliche Debatte. Ich frage zunächst vermundert: wie kommt Herr Bleibtreu dazu zu wissen, was ich an Herrn Fr. Thiel geschrieben? Wie vermißt er sich zu der unerhörten Behauptung, ich habe Druckfehler als „unerhörte Verbrechen“ aufgefaßt? Was geht die Welt und Doffentlichkeit überhaupt die Thatsache an, daß ich Herrn Thiel brieflich meine Entrüstung schrieb? Da ich in alle dem die Absichten des Herrn Bleibtreu nicht verstehe und die Leser der „Deutschen Schriftstellerzeitung“ noch weniger, so muß ich auch hier den Hergang erzählen:

Ich erhielt durch den Verleger Herrn Fr. Thiel die Sammlung „Kunterbunt“ zugesandt. Ich schnitt das Werk auf und las es gewissenhaft von Anfang bis zu Ende. Das Resultat meiner Lektüre war, daß ich das Exemplar dem Verleger zurückschickte mit dem Ersuchen, mir die Rechnung zu senden, weil ich es aufgeschnitten. Ein solches Buch sei in meinem Hause nicht möglich. Sarkastischer Weise zitierte ich dabei einen Druckfehler thörichter Art, welcher gleich im Vormort steht. Herr Thiel hat das selbst als Sarkasmus verstanden, denn sein darauf an mich gerichtetes Schreiben vom 27. November 1885 braucht selber diesen Ausdruck. Daß jener Druckfehler ein „unerhörtes Verbrechen“ sei, davon ist nirgends die Rede; wohl aber habe ich Herrn Thiel nicht in Zweifel gelassen, daß ich das Buch wegen seines unsittlichen Inhalts zurückschickte. Ich schicke nun voran, daß ich Herrn Thiel nicht kenne und nie etwas mit ihm zu thun gehabt. Da er Herrn Bleibtreu und Arent von meiner Rücksendung des Buchs Meldung gethan, augenscheinlich aber nicht dem Inhalt meiner kurzen Zeilen gemäß, so muß ich von den Zeilen Gebrauch machen, die er an mich schrieb. Er sandte seinerseits mir das Buch des Herrn Arent nochmals von Berlin aus und schrieb unterm 27. Nov. 1885 wörtlich:

„Ich selbst muß zu meiner Beschämung gestehn, daß ich das ganze Buch erst in die Hände bekommen habe, als es fix und fertig war.“

Herr Arent ist der Mensch gewordene Besuw. Bei ihm geht alles per Wasserdampf mit Dynamit und ähnlicher Explosionskraft. Er macht alles allein und hat auch meine Firma, die auf dem Umschlage richtig Fr. Thiel heißt, vermöge einer capitis diminutio minor auf dem innern Titelblatt in F. Thiel umgewandelt. Ich habe aber die Sache nicht tragisch genommen und lasse mir den Vorfall zur Lehre dienen selbst bei solchen Werken, die der Autor von A—B aus seiner Tasche bestreitet, die Sorge des forrigieren den Verlegers nicht aus den Augen zu lassen.

Ich appelliere an Ihre christliche Nächstenliebe und bitte Sie Gnade vor Recht ergehen zu lassen und das Buch doch zu besprechen. Ein kalter Wasserstrahl aus dem Kreise kongenialer Künstlernaturen kann unsrem Himmls stürmer gar nichts schaden. Er ist übrigens neuerdings auf dem Wege seine allzukleibige Feder gänzlich einrostet zu lassen und der Berliner Hauptstadt nächsten Monat einen phänomenalen Tenor à la Götz-Niemann zc. vorzureiten, durch den er all die großen

Summen, die er im „Selbstverlage“ geopfert, wieder zu ergattern hofft. Dies entre nous.“

Entre nous! So schreibt ein deutscher Verleger über seinen Autor an einen mildfremden Mann. Ich suche nach dem rechten Ausdrucke, um dieses Verfahren juristisch zu qualifizieren, finde aber keinen. Zur selben Zeit, wo ich einen solchen Brief in der Hand halte, magt Herr B. vor kurzem noch Redakteur des im Verlage des Herrn Thiel erscheinenden „Schalk“ eine Unwahrheit über mich in derselben Sache zu verbreiten. Ich habe Herrn Thiel unter andren die selben Verse citiert, welche ich in der „Deutschen Schriftstellerzeitung“ angeführt. Wahrscheinlich sind auch diese „Druckfehler“. — Ist nun jenes Verfahren ein würdiges zu nennen, wenn Herr Thiel (ich weiß nicht ob in Bleibtreu-Arents Auftrag), nachdem ich das Buch zurückgeschickt, nochmals unter solchen Ausdrücken um eine Besprechung ersucht? Nein, hier ist eine allgemeine Würdelosigkeit, gegen die ich durchaus nicht glaube ankämpfen zu können, sondern mit der ich einfach, wie mit Herrn Bleibtreu und der Lyrik des Herrn Arent, nichts zu thun haben will. Das wird mir doch wohl erlaubt sein!

4) Meine Aeußerung, wegen deren Herr Arent mich interpelliert, über „Sammlungen“ (ich hatte dabei nicht speziell „Kunterbunt“ im Auge) bezieht sich auf die im Anhang zu „Kunterbunt“ angezeigten „Gedichte von W. Arent“, über welche im Anhang zu „Kunterbunt“ das Urteil der „Lyra“ (Wien) 1884, Nr. 11 abgedruckt ist: „Das ganze Büchelchen atmet Lenz und Liebe und wird allen schwärmerischen (besonders weiblichen) Herzen gewiß willkommen sein.“ Diese Gedichte enthalten aber bereits gleich krankhafte Züge, wie die Sammlung „Kunterbunt“, und daß ich nicht allein dieser Ansicht bin, mag die „Berliner Morgenzeitung“ (1884, Nr. 252) erhärten, welche findet „Die Sinnlichkeit wird ungesund und häßlich.“

Ich verschmerze also das große Unglück, daß ich das „Unverständnis für echte Lyrik“ bekundete im Hinblick auf die vielen, welchen es genau so geht wie mir.

5) Es sind mir infolge meiner jüngsten Erklärung vom 15. Dezember in der „Schriftstellerzeitung“ Zuschriften und Sendungen, teils anonym, teils unterzeichnet zugekommen, welche übereinstimmend mir Sympathie in meinem Vorgehen bekunden. Ich kann nicht allen freundlichen Zuschriften im einzelnen antworten und ergreife daher diese Gelegenheit, durch die „Schriftstellerzeitung“ selbst meinen Dank all den freundlichen unbekanntem und bekannnten Korrespondenten auszudrücken.

München, 4. Jan. 1886. Wolfgang Kirchbach.



Schriftstellertag und Verbandfrage*).

Der nachfolgende Artikel ist mir kurz nach der Abhaltung des Berliner Schriftstellertags zugegangen, ohne daß ich mich hätte zu seiner Aufnahme entschließen können. Nach längerer Korrespondenz zwischen mir und dem Autor nehme ich ihn heute auf, obgleich ich meine Ansichten über denselben nicht geändert habe, und nur um mir später den Vorwurf zu ersparen, als hätte meine Weigerung dem ersehnten „alldeutschen Bund“ hindernd im Wege gestanden.

Als das Unangenehme des Verbands mehrfach in diesen Blättern zur Sprache gekommen war, wurde auf Anregung Wittmeyers der neue Verein begründet. Zahlreiche Genossen, unter ihnen auch der Verf. des nachstehenden Artikels, erklärten sich durch Unterschrift mit den Prinzipien des-

selben einverstanden. Daß der neue Verein jener „alldeutsche Bund“ werden soll, sagen seine Statuten klar und deutlich. Es ist noch niemanden im Traume eingefallen zu erwarten, der Verband werde sich sofort unterthänigst dem Verein zu Füßen legen und in ihm aufgehen. Gegen eine Verschmelzung selbst war nichts einzuwenden, aber dann hätte sich der Verband dem Verein zu fügen gehabt, weil dieser über die größere Zahl der Mitglieder verfügte und zuerst die Reformation der Verbandsverhältnisse anstrebte. Die heute so hartnäckig verfolgten Fusionsgelüste scheinen mir offen gestanden gar keinen andern Zweck zu haben als den, einen neuen Verein von spezifisch berlinischer Tendenz zu begründen, welcher einfach die Mitglieder der beiden bestehenden Vereine übernimmt und aus der so erhöhten Mitgliederzahl frank und frei seine erhöhte Existenzberechtigung herleitet. Will man nichts anders, dann ist es doch unvergleichlich einfacher den „Verein Berliner Presse“, der sich in langem Bestande behährt hat und in seiner Organisation die Garantie für eine würdige Znan-griffnahme der Agitation bietet, zum Zentralpunkt zu erklären und ihm die Lokalverbände „draußen in der Provinz“ unterzuordnen. Es war bei dem Vorschlag, die Leitung nicht an einen Ort zu binden, allein der Gedanke bestimmend, die Klippe der Clique zu vermeiden und den verschiedenartigsten Interessen Rechnung zu tragen. Ueber die utopischen Hoffnungen, denen man sich in der Vereinsfrage hingibt und die mit den Faktoren der Wirklichkeit gar nicht rechnen, werde ich in nächster Nr. zu sprechen Gelegenheit haben.

Kürschner.

Einerseits meine eigne Anregung auf Spalte 434 der „Schriftst.-Ztg.“ (Nr. 18), anderseits einige Lücken in dem Berichte über den Berliner Schriftstellertag in Nr. 21, veranlassen mich, einen Rückblick auf diesen zu werfen und seine Tragweite für die Zukunft der Verbandfrage ins Auge zu fassen.

Nach dem Erscheinen jener Anregung („Eine deutsche Société des gens de lettres“) schritt ich in Verbindung mit Schweichel, Stettenheim, Schmidt-Cabanis, Justinus, M. Lange und H. Steinitz an die Einberufung einer Berliner Privatversammlung im Sinne meines Vorschlages. Allein es zeigte sich bald, daß die Versammlung nicht mehr rechtzeitig in die Tagesordnung des Schriftstellertages hätte eingreifen können. Man beschloß daher, die Versammlung denn doch nicht einzuberufen, sondern abzuwarten, was auf dem „Tage“ geschehen und wozu dieser führen werde. Einige Tage vor dessen Eröffnung gab Steinitz privatim die Anregung zu einer Vorbesprechung behufs Orientierung und Stellungnahme der Verbandmitglieder in Sachen der Tagesordnung. Sollte die Einladung zu einer solchen Vorbesprechung nicht bei einem großen Teile der Verbandmitglieder erregen und Mißtrauen erwecken, so mußte sie ausschließlich von Verbandmitgliedern ausgehen, und vernünftigerweise geschah dies denn auch. Dagegen war es nötig und wünschenswert, daß in der Vorbesprechung auch Nichtverbandmitglieder mitreden sollten und dies geschah reichlich. Der Umstand, daß ich mit den meisten Einberufern über die Einberufungszwecke eingehend konferiert hatte, bewirkte, daß der Vorsitzende mir das erste Wort gab, zur Vorbringung eines positiven Antrags, der mir mit meiner Zustimmung in den Mund gelegt worden war und den ich den Verbandmitgliedern — zu denen ich nicht gehöre — zur Beachtung in der Generalversammlung empfahl. Der Antrag lautete:

Es werde eine Kommission gewählt, die sich mit einer vom neuen Verein zu wählenden Kommission über den Modus der Verschmelzung der beiden zur Grundlage eines neuen großen Bundes einigen möge. Als Basis der Verschmelzung wird empfohlen, daß die beiden jetzigen Vereinigungen einander gegenseitig die Gewähr bieten, sich dem neuen großen Bunde korporativ anzuschließen. Ist diese Gewähr gegeben, so erfolge dann die Auflösung der beiden Vereine.

In der Generalversammlung vertrat Steinitz diesen Standpunkt. Demgemäß mußte er die Absetzung der Statuten von der Tagesordnung beantragen, denn wenn im Sinne jenes Antrages beschlossen werden sollte, war die Beratung der Statuten überflüssig, bis event. die Ver-

*) Verspätet, teils wegen Raummangels, teils aus anderen Gründen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde. Uebrigens ist der Inhalt durch den Lauf der Ereignisse in keiner Weise überholt. Ich will nicht unterlassen, zu betonen, daß die Redaktion der D.S.Z. mir ausdrücklich erklärt hat, mit dem Schlußteil meiner Ausführungen durchaus nicht einverstanden zu sein. Der Artikel gibt daher lediglich meine persönlichen Meinungen wieder und die Redaktion verdient alle Anerkennung für die Unparteilichkeit, mit der sie Ansichten, von denen sie abweicht, freien Spielraum gewährt.

Berlin, 11. Januar 1886.

R. R.